

HEYNE <

ZUM BUCH

Alfred und Andrea sind jung, mutig und verliebt. Sie schließen ihre Augen und verstopfen ihre Ohren, denn sie halten eine alte Geschichte für neu und glauben an ihren Traum von der Liebe und an den Sieg der Toleranz über die Hürden der Konvention.

Alfred, der jüdische Kinderarzt, verliebt sich in die Studentin Andrea, in ihre Schönheit, Eleganz und Klugheit. Ihn bewegen der Eifer und die Unschuld einer jungen Frau, die um der Liebe willen bereit ist, die eigene Welt zu verlassen und mit ihm die Last der seinen zu tragen.

Andrea liebt Alfreds Sanftheit und Nonchalance, seine Souveränität und den ironischen Witz eines Mannes, der zu früh die Pflicht der Rücksicht hat lernen müssen. Für ihren Mann will Andrea, als sie schwanger ist, zum Judentum übertreten, damit ihr Kind jüdisch wird. Einen geduldigen Lehrer findet Andrea in Moische Teitelbaum – und in dessen Frau Sara eine weise Freundin. Andrea hofft, dass Tradition erlernbar ist, und ahnt nichts von den Forderungen, die der fremde Glaube an sie stellen wird. Wird sie sich ein Leben lang nach der Welt zurücksehnen, die sie um Alfreds willen verlässt?

ZUM AUTOR

Stefanie Zweig, 1932 in Oberschlesien geboren, wanderte im Zuge der nationalsozialistischen Verfolgung 1938 mit ihren Eltern nach Kenia aus und verlebte ihre Kindheit auf einer Farm. 1947 kehrte die Familie nach Deutschland zurück.

Die Autorin hat dreißig Jahre lang das Feuilleton einer Frankfurter Tageszeitung geleitet und lebt heute als freie Schriftstellerin in Frankfurt. Für ihre Jugendbücher wurde sie mehrfach ausgezeichnet. Alle ihre großen Romane stehen wochenlang auf den Bestsellerlisten und erreichen eine Gesamtauflage von über 7 Millionen Büchern. *Nirgendwo in Afrika* wurde von Caroline Link verfilmt und erhielt 2003 den *Oscar* für den besten ausländischen Film.

STEFANIE
ZWEIG

*Der Traum
vom Paradies*

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper,
Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2009
Copyright © 1999 by Langen Müller in der F.A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Copyright © 2009 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
Umschlagillustration: © B. Bird / zefa / Corbis
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40646-9

www.heyne.de

*Auf Wunder sollst du hoffen. Es gibt
viele. Der Mensch muß sie nur erkennen.*

Die grazilen alten Damen aus Weiden saßen im festlichen Dirndl mit nachtblauem Rock und schwarzem Santoberteil auf einer Bank unter einem blühenden Fliederbaum und registrierten jeden Blick, der ihnen galt. Mit kindlicher Freude genoß das vitale fünfundachtzigjährige Zwillingsspaar, daß die Aufmerksamkeit einmal nicht nur von seiten der eigenen Familie kam. Das war seit der Konfirmation ihres jüngsten Patenkindes nicht mehr vorgekommen. Obwohl die Geschwister von jenen Menschen, die ihnen fremd waren, im verschwörerischen Ton ihrer Jugend als »die anderen« sprachen und sie mit einer Neugierde betrachteten, die Jüngere provoziert hätte, nickten sie auch ihnen wohlwollend zu.

»Eine wirklich originelle Idee, uns hierher zu laden«, sagte Charlotte soeben zum zweiten Mal. Emilie, die um zwanzig Minuten jüngere Schwester, schaute folgsam in die angewiesene Richtung; sie betrachtete versonnen eine Gruppe scharrender Hühner und einen erregten Hahn, der für einen Augenblick ein Gefühl in ihr belebte, das sie in ihrer Jugend als Wehmut erkannt hätte. »Das ist so romantisch in der heutigen Zeit«, nickte sie bestätigend, »unsere Andrea hatte eben schon als ganz kleines Mädchen Stil. Sie wollte immer nur das Besondere.«

In bezug auf die Stätte des Geschehens täuschten sich die geliebten Großtanten der Braut. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre war es bei jungen Paaren aus Frankfurt und Darmstadt schon lange Brauch, die Hochzeit im »Hofgut NeuhoF« zu feiern. Allerdings hatten Andrea und Alfred sich mit ihrer Vorliebe für »NeuhoF« nicht allein vom Trend der Zeit leiten lassen. Ihre Motive entsprachen jener Logik der Verliebten, die Außenstehende im allgemeinen vor-schnell als sentimental verkennen und die dem Vater der Braut schon gar nicht einleuchteten. Er vermied indes da noch den Hinweis, daß die Familie Buchert erst von Alfreds Existenz erfahren hatte, als Konsternation und heftige Proteste nichts mehr bewirken konnten. Das junge Paar hatte sich in »NeuhoF« kennengelernt, als Andrea auf einer Radtour mit einer Freundin im wahrsten Wortsinn Alfred vor die Füße gefallen war und er erste Hilfe mit der Bemerkung geleistet hatte, sie möge ihm vertrauen, er kenne sich mit Kindern aus.

»Ich bin nämlich Kinderarzt«, hatte er gesagt und darauf bestanden, nach dem kurzen Samariterdienst und einer Portion Schwarzwälder Kirschtorte seiner schönen Patientin das Radfahren für die nächsten Tage zu verbieten und sie in seinem Wagen nach Hause zu fahren.

Kurze Zeit später hatte er Andrea auf einer Wiese mit sich wiegenden Gänseblümchen zum ersten Mal geküßt. Beim sehr rasch darauf folgenden dritten Wiedersehen beschlossen beide, allen Einwänden zum Trotz, von welcher Seite sie auch kommen mochten, für immer zusammenzubleiben.

»Die werden schon sehen, daß sie mit uns nicht das Spiel von Romeo und Julia wiederholen können.«

»Thema verfehlt, Andrea! Das stand bei mir unter jedem

Aufsatz. Unsere Familien sind nicht verfeindet. Sie würden sich nur unter normalen Umständen nie kennenlernen.«

Andrea hatte sich bis dahin immer den Argumenten ihrer Eltern zugänglich gezeigt – auch wenn sie ihrer Auffassung von den Bedürfnissen, Wünschen und Hoffnungen einer jungen Frau widersprachen. Selbst nach ihrem schicksalhaften Entschluß wäre sie bestimmt noch auf finanzielle Einwände ihres sparsamen Vaters eingegangen. Über die Modalitäten ihrer Hochzeit hatte sie indes jede Diskussion verweigert. Der durch ihren sonst eher schweigsamen Bruder in Gang gesetzte Familienklatsch wußte zu berichten, Andrea hätte bereits beim ersten Anflug von Widerspruch gedroht, falls die Eltern ihr den Empfang in »Neuhof« verweigerten, ganz allein mit ihrem Mann an einer Würstchenbude Hochzeit zu feiern. Man war sich einig, daß die ungewöhnliche Wortwahl nicht von einer Tochter stammte, die ihren Eltern selbst in den schwierigen Jahren der ersten Abnabelung vom häuslichen Kreis immer besonders liebenswürdig, erstaunlich leicht lenkbar und nur selten gefühlsbetont erschienen war.

Das rustikale Ambiente von »Hofgut Neuhof«, das so stilvoll alte Eleganz und neumodische Sehnsucht nach einfachem Leben zu verbinden wußte, entsprach den Vorstellungen einer Generation, die für die altdeutsche Tugend der Bescheidenheit lieber das anspruchsvolle englische *understatement* zu setzen pflegte. Der Garten mit den alten Wirtschaftsgebäuden und geschmackvoll hergerichteten Sälen, mit Pferdestall, eigener Bäckerei und dem nahen Wald aus Birken und Buchen bot gerade im Mai eine stimmungsvolle Kulisse für die Hoffnungen und Träume der ersten Lebenswende. Da blühten die Kastanien im Hof und die Kirsch-

bäume im Garten, Entenküken dümpelten im Weiher, Schafe grasten auf der Wiese, und die vielen Wanderer fügten sich als leuchtende Farbpunkte in die sanfte Landschaft ein.

Doggen, wie man sie in der Großstadt kaum noch sah, entzückten die Männer der älteren Generation. Ohne daß sie beim Anblick der kräftigen Tiere ihre Gedanken auszusprechen brauchten, erinnerten sich die Gebildeten und Geschichtsbewußten unter ihnen mit flüchtiger Wehmut an Bismarck und an sehr viel besser überschaubare Zeiten. An Andreas Ehrentag blieben indes solche nostalgischen Exkursionen in die Historie nur ihrer Familie und nicht dem spärlichen Anhang des Bräutigams vorbehalten.

Der Brautvater war gerade dabei, sich umzusehen und jenen Teil der Gäste einzuschätzen, deren Kommen ihm trotz der sehr unmißverständlichen Aufklärung der jungen Leute nicht genehm war. Alfred, für den ihm die doch sehr intime Bezeichnung Schwiegersohn noch schwerfiel, hatte spontan und unangenehm energisch darauf bestanden, den ursprünglich als familiär konzipierten Kreis zu erweitern.

»Mit Familie«, hatte Alfred gesagt, »kann ich nicht dienen. Durch Umstände, die ich nicht zu verantworten habe, fehlt bei uns eine ganze Generation. Meine Mutter hat als einzige von vier Geschwistern überlebt. Mein verstorbener Vater war das jüngste von sechs Kindern. Außer ihm sind alle umgekommen. Von meinen Großeltern gibt es noch nicht einmal Fotos. Das ist der Grund, weshalb mir Freunde an so einem Tag wichtig sind.«

Herbert-Dietrich Buchert hatte das peinlich herausfordernde Thema nie wieder aufgegriffen. Er seufzte, als er an die ihn immer noch deprimierende Unterhaltung dachte

und wie sich Alfreds sanftmütige Augen so erschreckend verändert hatten. Es war damals auch das erste Mal, daß der Vater sich von seiner Tochter belauert fühlte. Nie zuvor war sie ihm fremd gewesen, nach diesem ihn sehr aufwühlenden Erlebnis nie mehr vertraut genug, um ohne Hemmungen mit ihr von seiner Jugend und jenen Problemen zu sprechen, die die junge Generation sich zu verstecken weigerte.

Vom Urlaub in Südtirol war Herbert-Dietrich noch erholt genug, um sich als so fröhlich, stolz und zuversichtlich auszugeben, wie er es unter besseren – in seinem Sinne normalen – Umständen bestimmt am Ehrentag seiner einzigen Tochter gewesen wäre. Obwohl er seit Kriegsende sehr viel Übung hatte, seine Meinung erst den Erfordernissen der veränderten Zeit anzupassen, ehe er sie aussprach, fiel es ihm im zuverlässigen Kreis schwer, sich nicht wenigstens durch einige Andeutungen von Blessuren zu distanzieren, die ihm angetan worden waren, die er jedoch wahrlich nicht zu verantworten hatte. Er hatte sich gedulden müssen, bis er von den Seinen umgeben war. Nun griff er nach der Uhrkette, einem Erbstück seines im Ersten Weltkrieg gefallenen Großvaters, und sagte heiter und so, als wäre ihm der Satz soeben erst eingefallen: »Wie das Leben so spielt.« Herbert-Dietrich merkte, wie sehr sein Bruder konkretere Details erwartete. Mit einem Lächeln, das ihm mehr Souveränität gab als erwartet, fügte er hinzu: »Ich meine, es hätte doch alles sehr viel schlimmer kommen können.«

»Du warst«, befand Hans, »schon immer der beste Verdränger von uns allen. Was genau hätte schlimmer kommen können?«

Hans galt als der tüchtigste und erfolgreichste der drei Brüder. Seine im mittleren Lebensalter sehr markant gewordenen Züge, ein kehliges Lachen und die ganzjährig anhaltende Bräune drückten das aus. Er hatte eine schöne und aparte Frau mit einem sehr aparten Vermögen geheiratet, war Landwirt in Holstein mit florierender Wurstfabrikation und einer in ganz Westdeutschland beliebten Destillation. Durch seinen täglichen Kontakt zur Natur war er nicht so beeindruckt von der ländlichen Kulisse der Feier wie seine schwärmerischen Tanten. Mit kräftiger Hand schlug er gegen die Schnalle seines breiten Ledergürtels.

Der Brautvater empfand das Geräusch als unangebracht. Ihm ging auf, daß sein jüngerer Bruder seit der letzten Begegnung die früh entwickelte Kunst, den entscheidenden Tropfen Öl in schwelende Brände zu gießen, zur Meisterschaft entwickelt hatte. Eike, der ältere, Pensionär am Starnberger See, war nicht zur Hochzeit gekommen und hatte sein Fernbleiben injurierend ausführlich und vorwurfsvoll begründet.

Herbert-Dietrich hatte nicht vor, sich und Andrea nun auch noch vor Hans zu rechtfertigen. »Immerhin«, lachte er, »hätte meine kapriziöse Tochter fortan auch Stanislawsky oder Jakobowsky oder sonstwie gut hebräisch heißen können. Wenigstens in dieser Beziehung haben wir mächtig Schwein gehabt. Der liebe Gott, von dem es ja neuerdings heißt, es gebe nur einen und für alle, hat an der Familie Buchert ein Wunder geschehen lassen. Andrea bekommt einen ordentlichen deutschen Namen. Sie braucht noch nicht einmal die hübschen Taschentücher wegzuwerfen, die ihr meine Mutter gestickt hat. Das Monogramm stimmt ja noch. Das sollen deine beiden Töchter erst mal nach-

machen. Inge hat mir erzählt, daß Dietlinde für einen italienischen Pizzabäcker schwärmt.«

»Quatsch. Antonio ist ein Kommilitone von ihr. Aus sehr gutem Hause. Er studiert Mathematik. Und im übrigen ist das keine ernste Sache.«

Auch auf der gegenüberliegenden Seite des Weihers war von Namen die Rede, die bei ungewöhnlichen Verbindungen und mangelnder Fortune zum Ballast für die Familie wurden. Die Mutter des Bräutigams hatte das Thema aufgegriffen. Ruth Bär, in einem altmodisch geschnittenen schwarzen Kostüm, war eine früh ergraute Frau, der man trotz ihrer Schwächigkeit die Energie einer Persönlichkeit anmerkte, die das Leben zur Selbstbehauptung gezwungen hat. Ihre trüben grauen Augen vermochten sehr plötzlich Kampfbereitschaft zu signalisieren. Sie hatte eine Zeitlang – ohne rechten Erfolg – versucht, die vielen soeben angeheirateten Verwandten ihres Sohnes einander zuzuordnen.

Während ihrer irritierenden Bestandsaufnahme hatte Ruth Bär geschwiegen und dabei mehrere Male leicht den Kopf geschüttelt, wie es Menschen tun, die Zeuge eines außergewöhnlichen Ereignisses werden, das sie noch nicht in seiner Tragweite begreifen. Schließlich aber lächelte sie und stand ihrer besten Freundin mit einer Munterkeit, zu der sie selten neigte, daß sie zumindest in einem Punkt großes Glück gehabt hätte. Sie nannte es Massel. Ihre blonde Schwiegertochter, bemerkte Ruth Bär, hätte immerhin einen ganz hübschen Namen.

»Du meinst, sie hätte auch Christa heißen können«, interpretierte Gitta Bergmann. Sie war dafür berüchtigt, daß sie Malaisen, die anderen widerfuhren, sofort auf den Punkt brachte. Der Feststimmung wegen unterließ sie jedoch

ihren sonst bei keiner Gelegenheit fehlenden Hinweis, daß sie für ihre Person klug genug gewesen wäre, gewisse Probleme beizeiten vorauszuahnen.

Gitta Bergmann, ebenso jung verwitwet wie ihre Freundin Ruth, doch aus Sorge um das Traditionsbewußtsein ihrer künftigen Enkel bereit, notwendige Opfer zu bringen, hatte für ihren Sohn die Weichen unmittelbar nach seinem zehnten Geburtstag gestellt und ihn auf ein jüdisches Internat nach Bournemouth geschickt. Nun war Marek Bergmann nach Schulabschluß und der anschließenden, bei jungen Männern gefahrvollen Periode der persönlichen Orientierung und Partnerinsuche mit der leider ein wenig kränklichen, jedoch exzellent erzogenen Tochter eines prosperierenden Textilfabrikanten verheiratet. Der hatte noch vor der Eheschließung seinen Schwiegersohn in die Geschäftsführung berufen. Die Trauung hatte in einer sehr schönen Synagoge in Manchester stattgefunden. Mit Gästen, die sich alle kannten.

»Du wolltest dich ja nie von Alfred trennen«, erinnerte sich Gitta.

»Ich wollte schon«, seufzte Ruth, »aber ich konnte nicht. Nach allem, was geschehen ist.«

Unabhängig von Herkunft, Vorbehalten und Konfession warteten die Gäste in größter Spannung auf Andrea, die sich unmittelbar nach der Ankunft in »Neuhof« mit ihrer Mutter, ihrer Tante aus München und einem voluminösen Koffer zurückgezogen hatte. Andrea war in einem ihre Familie enttäuschenden, schlichten dunkelblauen Kleid zur standesamtlichen Trauung erschienen; sie hatte jedoch da schon für die Feier am Abend geheimnisvolle Andeutungen gemacht, die schon deshalb für Erwartungen sorgten, weil

jedes Aufheben um ihre Person im Widerspruch zu Andreas bescheidenem Naturell stand.

Um so verblüffender war ihr Auftritt. Ein Trompetenton bat um Stille. Ein Schwarm von Schwalben segelte über die in einer leichten Brise wippenden Bäume hinweg. Langsam schritt die Braut mit einem Strauß roter Rosen die Treppe hinunter, eskortiert von ihrer Mutter mit erregt gerötetem Gesicht und dem siebzehnjährigen Bruder Rolf im dunklen Anzug, dem die zuge dachte Rolle eines antiquierten Kavaliers sichtbar peinlich war.

Beim zweiten Tusch eilten die zwei Begleiter zu den übrigen Gästen. Andrea stand nun allein an der Treppe zum Garten. Im schmeichelnd sanften Gegenlicht der untergehenden Sonne erschien sie noch größer und schlanker, und doch war um sie ein Hauch von Zerbrechlichkeit. Sie vergrub das Gesicht im Schleierkraut ihres Bouquets, als fürchte sie Blicke und Urteil von Menschen, die sie nicht gut genug kannte, um ihnen zu vertrauen. Sie wirkte bekümmert, verängstigt und ungelenkt. Als sie jedoch mit einer energischen, fast harten Bewegung den Kopf hob, erhellten Zufriedenheit, Glücksrausch und eine Andeutung von Triumph ihr Gesicht. In diesem Moment ähnelte sie den jungen Mädchen an der Schwelle zur Fraulichkeit, die die Maler des Jugendstils so galant als Symbol geheimnisumwobener Weiblichkeit porträtiert haben.

Das weiche helle Haar fiel als eine sich sanft kräuselnde Welle auf einen zarten Schleier, der zu einem üppigen Kragen hochgesteckt worden war. Um Kopf und Stirn war ein schmaler Kranz von Maiglöckchen und Vergißmeinnicht gewunden. Ein in Diamantensplitter gesetzter Rubin in Tropfenform leuchtete auf Andreas Brust. Das bodenlange, eng-

anliegende weiße Satinkleid hatte ein mit Pailletten besticktes Oberteil und war eine Schattierung heller als die bis zu den Ellenbogen reichenden Glacéhandschuhe, die Andreas Großmutter vor dem Altar getragen hatte. Auch die seidenen Schuhe waren die einer Braut.

Spontaner Beifall brandete auf, die Stimmen der Frauen schwellen an zum Chor entzückter Begeisterung. Die Zwillingsschwestern erhoben sich von ihrer Bank und humpelten nach vorn. Ihre schweren Röcke raschelten. Bravorufe aus heiseren Männerkehlen ertönten. Übermütige Kinder, eben noch glücklich der ernstesten Feierlichkeit der Erwachsenen entronnen, hörten auf, einander um den Weiher zu jagen, kämpften sich durch eine dichte Front von Beinen und breiten Rücken und winkten johlend in Richtung der Braut.

»Andrea im Brautkleid!« jubelte der Vater und klatschte so kräftig in die Hände wie die ausgelassenen Kinder.

»Wer hätte das gedacht«, sekundierte sein Bruder.

Nur der Bräutigam schloß die Augen. Als Alfred Bär seufzte, und dieser Seufzer in ein Stöhnen überging, spürte er einen bohrenden Schmerz, der den Körper lähmte und die Sinne betäubte. So geblendet war er von einem Blitz des Entsetzens, der ihn an Zeit und Ort, an sich selbst und seiner Liebe zweifeln ließ, daß er erst erstarren mußte, ehe Abwehr und Enttäuschung in ihm abebbten und er zu begreifen vermochte, was ihm widerfahren war. Ihm war es, als hörte er Musik, berauschend und doch ernüchternd: Er spürte, wie jeder Ton ihm Gewalt antat, versuchte, sich zu befreien, erkannte Mozart. Es war Tamino, der vom bezaubernd schönen Bildnis sang, doch dem, der es nun erblickte, war es fremd und unwillkommen. Die Königin der Nacht,

mit der Alfred Bär, dem keine zauberkräftige Flöte zu seinem Schutz gegeben worden war, fortan Tisch und Bett, Leben und Schicksal teilen sollte, verhöhnte ihn.

Trotzdem konnte sich der Geblendete nicht von der strahlenden Erscheinung, der ihn gefangennehmenden Verkörperung von Jugend und Naivität losreißen. Ihm war es, als sei ein verwünschenes Gemälde auf einen Schlag lebendig geworden und würde ihm das Glück der Siegreichen verheißen. Er vergaß seinen Argwohn vor jener Sentimentalität, die sich als Romantik tarnt, und er vergaß auch, wie früh er gelernt hatte, sich vor dem Überschwang von Gefühlen zu schützen, die sich im Wissen um die Tücke der Illusionen in entmutigenden Zynismus auflösen.

In diesem Moment, da Alfred nicht auf der Hut war vor sich selbst, da er die Breite des Grabens nicht mehr ausmaß, über den er trotz Warnungen, Instinkt und Wissen gesprungen war, wurde der Traum für ihn lebendig, den er nie gewagt hatte, zu Ende zu träumen. Er stand nicht mehr am Rande des Seins, fragte nicht nach dem Gestern und fürchtete nicht die Zukunft. Andrea war ihm Morgenröte und Abendstern, Venus und Trösterin, eine Märchenprinzessin von unvergänglicher Schönheit. Einen wohlthuend trügerischen Augenblick wurde der Träumende, als hätte die alte Geschichte auch für Seinesgleichen Sinn und Richtigkeit, zum Ritter im goldenen Harnisch, der mit der aus Todesnot erretteten Königstochter auf einem Schimmel davongaloppiert und die Welt der Feindseligkeit hinter sich läßt. Dann vertat der kühne Recke jedoch den Glanz und den Taumel; er schaute in Richtung seiner Mutter.

Alfred, der Entzauberte und Sehendgewordene, ließ es zu, daß sich Blicke begegneten, die einander nicht zu täuschen

vermochten. Obwohl Ruth Bärs Lippen kein einziges Wort formten, wußte der Sohn Bescheid. Betroffen empfand er die schicksalhafte Verbundenheit von zwei Menschen, die jedem Außenstehenden Zutritt zu ihrer innigen Gemeinschaft verwehren, als den Preis, den Sohnesliebe von ihm forderte. Er erwartete den Spott der Erfahrenen und Weisen, wollte widersprechen, sich wehren, Andrea und sich verteidigen, doch gegen das Mitleid, das er in den Augen der Mutter sah, war er machtlos.

Alfred hatte zu früh gelernt, dieses Mitleid zu deuten; es vereitelte die bequeme Flucht zur Lebenslüge der Einfältigen. So war der tröstliche Wahn unbarmherzig kurz, ihm wäre nichts als ein alltägliches, nicht ernst zu nehmendes, mit einigen Worten leicht zu klärendes Mißverständnis widerfahren. Noch bevor er sich dem Blick seiner Mutter entzog, erkannte er, daß Andrea ihn betrogen hatte – in den Farben der Unschuld und mit dem Lächeln einer blauäugigen Märchenfee. Dieser Betrug war am ersten Tag seiner Ehe erfolgt und, schlimmer noch, nach erschöpfenden Gesprächen, mühsamen Erklärungen und ausführlichen Diskussionen. Alle hatten sie nur dazu gedient, Andrea die Vorstellung zu nehmen, ihre Ehe könnte eine wie jede andere werden. Schon die Hochzeit durfte es nicht sein.

»Tut mir leid für dich«, hatte Alfred bedauert, als zum ersten Mal die Rede von der Hochzeitsfeier gewesen war, »aber den Traum in Weiß wirst du vergessen müssen.«
»Schon geschehen.«

Er hatte Andrea, als sie das so zärtlich und zuversichtlich versprochen hatte und ohne Widerstreben vom begehrliehen Kind zur verständnisvollen Frau geworden war, zu schnell, zu erleichtert und liebesblind umarmt. Er war, als

sich ihre Körper berührten, zu sehr Mann und zu wenig logischer Skeptiker gewesen, hatte sich selbst zu sicher und mit Andrea einig gewöhnt, daß ihrer beider Toleranz Gewähr für ein lebenslanges Glück sein würde.

Nun erst, da ein weißes Hochzeitskleid ihm die Binde von den Augen gerissen hatte, begriff er, daß Andrea nichts von dem verstanden und wirklich akzeptiert hatte, das er ihr hatte erklären müssen. Keine Bitte, keine Warnung hatten sie erreicht. Was ihm selbstverständlich war, würde ihr zeit-
lebens Rätsel und im besten Fall Pflicht bleiben. Mit der Routine des Mediziners, der nicht an fremder Pein leiden darf, wenn er helfen und heilen will, wehrte sich Alfred gegen die Demütigung, die ihn dazu verurteilte, sich am Pranger dem Spott der Wissenden zu stellen, doch sein Herz hörte nicht zu rasen auf. Der Kopf aber war klar. Er trieb die Erinnerungen zum Hirn, die Bilder und die Worte, die gesagt worden waren, zu den Anfängen zurück.

»Darf ein Mensch so unverschämt glücklich sein?« hörte er Andrea fragen.

»Glück ist eine Sache von Mut.«

»Dann kann nichts mehr schiefgehen. Ich war mein Leben lang mutig.«

»Ich war immer nur realistisch. Das macht verwundbar.«

»Dich wird niemand mehr verwunden. Das schwöre ich dir.«

Es war wieder März und Mitternacht, der Himmel verhangen von Regenwolken und doch für liebende Phantasten übersät von den Sternen der Hoffnung. Sie saßen umschlungen auf den Rücksitzen im Wagen, weil sich in der Überwältigung des Augenblicks, der ihnen für immer den

Rückweg verwehrte, keiner vom anderen trennen mochte, um nach Hause zu gehen. Noch waren Alfreds Hände kalt und unruhig, denn sein analytischer Verstand und die von Generationen von Lebensblessierten ererbte Neigung zum Pessimismus wußten um die Bürde des Ausbruchs aus Konvention und Tradition. Andreas Haut aber war warm, ihr Griff fest. Zukunft war für sie ein Wort der Verheißung, umweht von rosa Wolken und Träumen mit silberner Umrandung.

Als Alfred in dieses Gesicht blickte, das von keinem Schatten der Ahnung gezeichnet war, fragte er sich, wieviel Zeit wohl beiden vergönnt sein würde, bis Andrea erkennen, begreifen, vielleicht auch bereuen würde, was sie beide wagten. Sie erschien ihm, während sie ihn fixierte, als ob er auf jede Frage eine Antwort wisse, wie die vielen Kinder in seiner Praxis, denen es an Liebe und Fürsorglichkeit mangelte. Die wurden ganz ruhig, belastend zutraulich, so leicht zu behandeln, wenn er sich nur die Zeit nahm, lange genug mit ihnen zu reden. Das waren die Momente, in denen er an das Märchen von den gleichgestimmten Herzen glaubte, die im gleichen Takt schlugen und auf immer geschützt vor Angst und Trauer waren.

»Wenn du willst«, sagte Andrea, »können wir in deiner Synagoge heiraten. Ich werde das meinen Eltern schon beibringen. Sie müssen einfach Verständnis dafür haben, daß du nicht in einer Kirche heiraten willst.«

Er witterte Ironie und erhoffte Humor, fragte sich – noch belustigt, aber doch schon ein wenig verstört –, wie sie wohl in so zärtlicher Stimmung auf einen so ausgefallenen und abstrusen Scherz gekommen sei, doch Andrea sah ihn so erwartungsvoll und wie ein um Lob heischendes Kind an, daß

er sofort seinen Irrtum erkannte. »Das kann doch nicht dein Ernst sein«, wehrte er Rührung und Konsternierung ab. »Nach allem, was ich dir erklärt habe, kannst du doch nicht auf so eine hirnrissige Idee verfallen. Um in einer Synagoge zu heiraten, müssen beide Ehepartner jüdisch sein.«

»Das weiß ich doch. Ich könnte mich taufen lassen.«

»Genau das ist ja der Haken. Du bist getauft. Um jüdisch zu werden, müßtest du übertreten.«

»Ich liebe dich noch viel mehr, wenn du so ernst und wortklauberisch bist. Was soll's? Dann trete ich über. Gleich morgen, wenn du willst. Es macht mir nichts aus, wirklich nicht, Alfred. Ich tue es gern für dich. Für uns«, verbesserte Andrea hastig, »ich bin schon lange mit der Kirche fertig. Meine Eltern wissen das auch. Die haben das akzeptiert.«

Alfred konnte lachen, als er sie an sich zog und der Eifer ihr Gesicht verbrühte; er blieb selbst dann noch entspannt und heiter, nachdem ihm aufgegangen war, daß Andrea ihm die Rolle des allwissenden Beschützers zugebracht hatte und er sie bereits spielte. Seine Stimme hatte ein verräterisch berufliches Timbre. Er sprach langsam und konzentriert, unnatürlich sanft und so, als müsse er nur endlos weiterreden, um ein krankes verängstigtes Kind zu überzeugen, daß er kein gefährlicher Riese mit Spritzen und kaltem Stethoskop wäre, sondern Supermann mit Flügeln und Zauberdegen, der mit einem einzigen Schlag jedes Weh der Welt in das Reich des Schattens verwies.

»Vergiß es, Andrea«, sagte er schließlich, »wir sind leider eine geschlossene Gesellschaft. Es ist verdammt schwer, jüdisch zu sein. Und noch viel schwerer, jüdisch zu werden. Den Formalismus tue ich dir nicht an. Jedenfalls nicht jetzt.«

»Was heißt das? Nicht jetzt.«

»Wenn wir ein Kind bekommen sollten, würde ich dich um das Opfer bitten müssen. Wir haben nicht nur die kompliziertesten Speisegesetze der Welt und mehr Gebote und Verbote, als sich ein Mensch mit durchschnittlichem Verstand merken kann, sondern auch noch die Bestimmung, daß nur die Kinder einer jüdischen Mutter jüdisch sind. Und ich würde mich nie mehr zum Grab meines Vaters trauen, wenn mein Kind nicht jüdisch wäre.«

»Ich wollte«, seufzte Andrea, »es wäre schon soweit. Ich habe das Bedürfnis, ganz zu dir zu gehören. Es hat mir vom allerersten Moment gefallen, daß du so fromm bist.«

»Um Himmels willen, wie kommst du da drauf? Frag mal unseren Rabbi, was er von mir hält. Wenn ich fromm wäre, würde ich dich nicht heiraten. Weder können noch wollen. Ich hänge nur an der Tradition.«

»Das finde ich schön.«

»Schön schwer. Der Ausdruck stammt von meiner Mutter. Eines Tages wirst du ihn auch gebrauchen.«

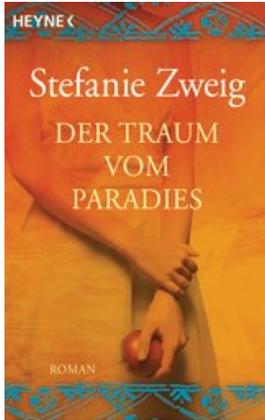
»Nie«, wußte Andrea.

Weil sich Alfreds Praxis nach entmutigend langsamer Anlaufzeit sehr plötzlich zu entwickeln begann, gewöhnte er sich an, sich erst am Abend mit seiner privaten Zukunft zu beschäftigen. Dann hörte er ein wenig distanziert, zunächst auch amüsiert und im besten Fall mit dem gutmütigen Interesse des Abgeklärten zu, wenn Andrea von ihren umfangreichen Hochzeitsvorbereitungen erzählte. Seine berufliche Überlastung kam seinem Hang entgegen, Entwicklungen abzuwarten und darauf zu vertrauen, daß sich Mißhelligkeiten von selbst erledigten. Angenehm lange schützte ihn sein Phlegma vor dem Geständnis, daß ihm Andreas

Schwärmerei doch lästig wurde und ihre Euphorie ihn immer mehr störte.

In klarsichtigen und pessimistischen Momenten erschien Alfred beides belastend für eine Verbindung, die im Sprachgebrauch beider Familien als »Mischehe« bezeichnet wurde; er brachte es indes nicht über sich, seine Vorbehalte auszusprechen und Andrea die Vorfreude auf die Hochzeit zu nehmen. Zudem hatte er Respekt vor ihrem Organisationstalent, bewunderte ihre Intelligenz und erwärmte sich an einem Einfühlungsvermögen, das er als eine Gabe des Schicksals empfand, mit der er nicht gerechnet hatte. Andrea erschien Alfred, der bei aller Nachdenklichkeit nicht immer frei von Sentimentalität war, als die schönst vorstellbare Synthese von Jeanne d'Arc und Mutter Courage.

Gerade im Haus seiner künftigen Schwiegereltern, in dem Alfred sich nach jedem Besuch aufs neue deplaziert und zuweilen auch attackiert fühlte, wurde für ihn beglückend deutlich, daß seine künftige Frau nicht nur ein gütiges und mitfühlendes Naturell hatte, sondern auch das für ihre Jugend erstaunliche Talent, sich abzeichnende Probleme zum genau richtigen Zeitpunkt zu wittern; sie machte es sich zur Aufgabe, sie zu lösen, ehe Alfred ihrer überhaupt gewahr wurde. Mit einer Gründlichkeit, die er allerdings zu seinem Schrecken als typisch deutsch zu empfinden begann, war sie darauf bedacht, Verlegenheiten und Verletzungen zu vermeiden. Ihre Fürsorge und ihr Takt rührten ihn sehr; sie ließ ihre Eltern so wenig wie möglich zu Wort kommen und warnte sie vor eventuellen Peinlichkeiten mit Gesten, von denen sie glaubte, Alfred würde sie nicht bemerken und deuten. Auf die Dauer indes waren seine Abneigung gegen Übertreibungen und der Argwohn vor Gefühlsüberschwang



Stefanie Zweig

Der Traum vom Paradies

Roman

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40646-9

Heyne

Erscheinungstermin: September 2009

Eine tragische Liebe

Alfred, ein jüdischer Kinderarzt, verliebt sich in die christliche Studentin Andrea. Sie glauben, dass ihre Liebe stärker ist als alle Widerstände, und sie nehmen den Kampf für ihren Traum auf. Doch ihre Beziehung steht vor vielen Zerreißproben. Schon am Hochzeitstag erleben beide, dass ein einziges Wort reicht, um ihr Glück infrage zu stellen.

 [Der Titel im Katalog](#)